

HÜTTEN-ZEITUNG



der
VEREINIGTEN STAHLWERKE, AKTIEN-GESELLSCHAFT
Dortmunder Union - Hoerder Verein



H Z III

2. Jahrgang.

Die Hüttenzeitung erscheint wöchentlich und kommt an Verkaufsangehörige kostenlos zur Verteilung.

1. Juli 1926.

Nachdruck nur unter Quellenangabe und nach vorheriger Einholung der Genehmigung der Hauptredaktion gestattet.

Nummer 26.

Stürmische Wochen.

Nicht nur die Elemente haben in den letzten Wochen ganz gegen alle Ueberlieferung um unsern alten Kontinent gewütet und uns Stürme und Ueberschwemmungen gebracht. Auch im Innern ging es recht stürmisch zu. Der Kampf um den Volksentscheid über die entschädigungslose Enteignung der Fürsten tobte in Deutschland und nahm fast das ganze politische Interesse in Anspruch. Selbst solche Konflikte, wie der Fall des hannoverschen Professors Lessing, den die dortige Studentenschaft wegen seiner politischen Haltung nicht dulden will, gingen im großen Kampf der Geister um den Volksentscheid unter. Nun ist er ausgekämpft. Stimmberechtigt waren nach dem Reichsan-

zeiger 39 697 559 Personen. Gültige Stimmen sind 15 026 313 abgegeben worden, ungültige 559 406. Von den gültigen Stimmen lauten 14 441 590 auf „ja“, 584 723 auf „nein“. Die amtliche Ziffer des Volksbegehrens wird vom „Reichsanzeiger“ auf 12 523 939 angegeben. Damit ist das Volksbegehren gescheitert.

Hoffentlich tritt jetzt weder die unheimliche Wälderland auch im Innern so dringend notwendige Ruhe ein, damit wir ungestört unserer Arbeit nachgehen können.

Auch in Frankreich gab es stürmische Wochen. Das Ministerium Briand ist zurückgetreten, nachdem schon sein Finanzminister kurz vorher sein Amt niedergelegt hatte.

Frankreich besinnt sich jetzt mehr denn je auf die Notwendigkeit seiner Finanzreform. Ueber die Methode, wie sie ausgeführt werden soll, streitet man, und darüber fiel auch das Kabinett Briand. Der französische Franken ist in den letzten Wochen immer schlechter geworden. Das Schicksal Deutschlands droht immer näher und verderblicher. Um dieses Schicksal abzuwenden, hat man ein neues Kabinett Briand gebildet. Es steht vor einer schweren Aufgabe. Ob es ihr gewachsen ist, muß sich bald zeigen.

Die vorbereitende Abrüstungskonferenz des Völkerbundes wächst sich immer mehr zu einem Schauspiel aus, das niemand mehr ernst zu nehmen gewillt ist. Sehr bezeichnend und zutreffend ist jedenfalls, was der greise englische Völkerbundsfreund Lord Parmour darüber schreibt. Er führt aus, daß trotz der schönen Erklärungen, die von Genf aus in die Welt posaunt wurden, die ganze Abrüstungsgeschichte nichts anderes sei als ein Manöver. Die Lage sei einfach die,

daß, wenn die übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt würden, und die europäischen Mächte nicht abrüsteten, Großbritannien sich auf Grund der Locarno-Verträge eines Tages gezwungen sehe, ein entwaffnetes Deutschland gegen gut gerüstete Feinde zu verteidigen. Abgesehen davon müsse man sich klar darüber sein, daß, solange Großbritannien gezwungen sei, fünfmal mehr Geld für Rüstungen auszugeben als Deutschland, letzteres eine Konkurrenz gegen den Handel in England unterhalten könne, gegen die nichts zu machen sei. Im übrigen hätte sich England in Verträgen ausdrücklich Deutschland gegenüber verpflichtet, abzurüsten. Es hätte in einer Erklärung, die es seinerzeit

in Versailles feierlich Deutschland abgegeben hätte, ausdrücklich versprochen, mit den notwendigen Maßnahmen sofort zu beginnen, um die allgemeine Abrüstung einzulenkten. „Wir in Großbritannien haben nur Interesse am Völkerbund, nämlich insofern, als er uns den Frieden sichert und den Weg ebnet, der zum Frieden führt.“

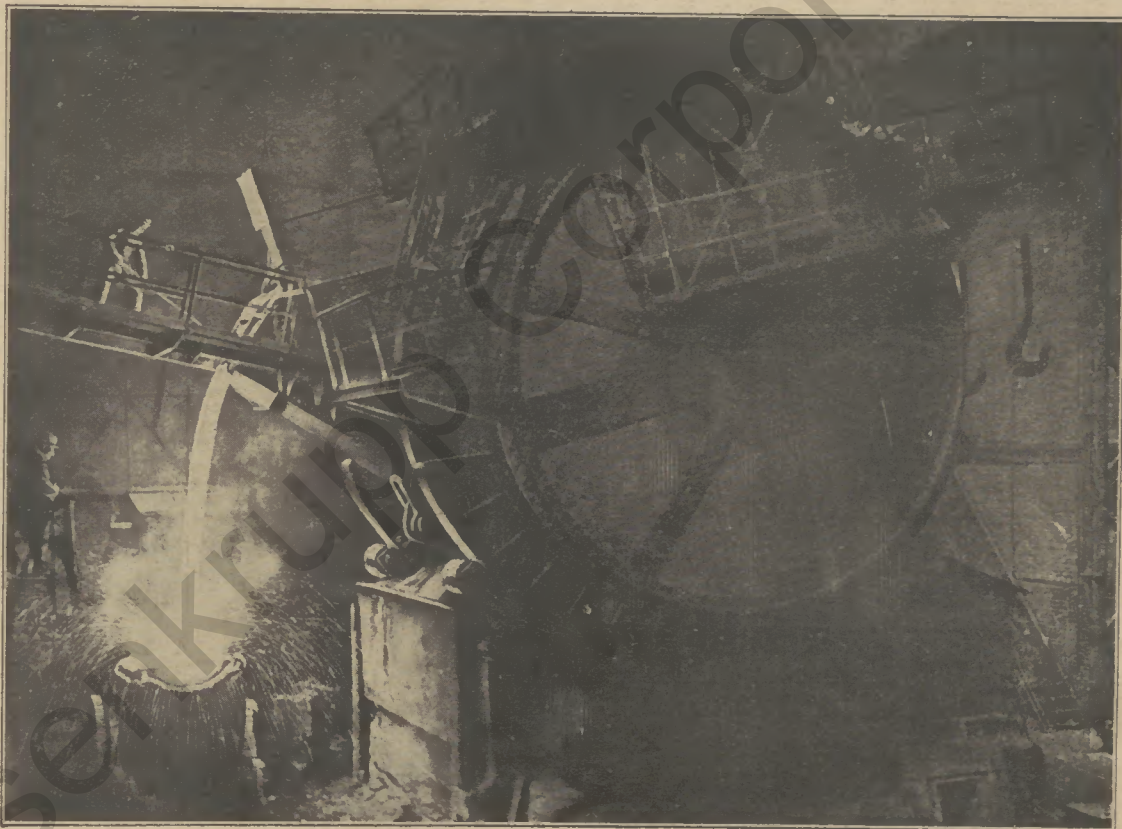
Es ist auch für uns nicht uninteressant, zu vernehmen, was ein anderer angesehener Engländer, der Schatzkanzler im Kabinett MacDonald, Philip Snowden, über eine andere wichtige Angelegenheit, nämlich „Deutschland und seine Kolonien“ zu

sagen weiß. Er rührt damit eine Frage an, die für uns immer brennender zu werden beginnt. Nach dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, den man nunmehr als gewiß ansehen darf, wird das Problem der Kolonialmandate aufs neue aufgerollt werden müssen. Das sieht auch Snowden voraus. Im übrigen schreibt er folgendes:

Wenn Deutschland dem Völkerbunde beiträgt und einen dauernden Sitz im Völkerbundsrat erhält, so gewinnt es damit alle Rechte einer Großmacht. Man darf ihm dann auch nicht mehr vorenthalten mandatarische Gewalt über kolonisationsfähige Gebiete auszuüben, wie sie andere Mitglieder des Völkerbundes besitzen.

Der Versailler Friedensvertrag beraubte Deutschland seiner sämtlichen Kolonien. Es war dies einer der Fälle schwersten Unrechtes wie sie im Friedensverträge enthalten sind, eines Unrechtes, das zu ernstesten Folgen führen kann, ja muß, falls man es nicht beiseiten wieder gut macht.

Es besteht kaum die Gefahr, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Westeuropa bald wieder ein neuer Weltkrieg entsteht. Unterdrückt man aber die natürlichen Expansionsbestrebungen einer großen Handelsnation wie sie die deutsche ist weiterhin künstlich, und setzt man die Konkurrenten Deutschlands auf dem Weltmarkte in die Lage, große Gebiete, die ungeheure Mengen von Roh-



Rollenmischer im Thomaswerk des Hoerder Vereins.

stoffen für industrielle Produktion herstellen, zu monopolisieren, gestattet man endlich Deutschland nicht, in Kolonien ein Ausflußgebiet für seine überschüssige Bevölkerung zu finden, so muß sich hieraus notwendigerweise ein gefährlicher Konfliktstoff ergeben, der früher oder später zu einer für den Weltfrieden gefährlichen Explosion führen könnte.

Eine solche Gefahr muß natürlich je eher je besser aus dem Wege geräumt werden. Der Locarno-Vertrag stellte bereits einen Versuch dar, eine Kriegsmöglichkeit durch friedliche Regelung der widerstrebenden Interessen und Wünsche der westeuropäischen Mächte auszuschalten. Der Geist des guten Willens und des gegenseitigen vertrauensvollen Verständnisses, der zum ersten Male in diesem Vertrage zum Ausdruck kam, muß in seinen segensreichen Wirkungen weiter ausgebaut werden, wollen wir eine wirkliche Befriedigung der Welt erzielen.

Der Teil des Versailler Friedensvertrages, der Deutschland seiner Kolonien beraubte, bildet nicht nur einen offenen Bruch der von den Verbündeten während des Krieges gegebenen Versprechungen, sondern er ist auch ein offener Versuch, das wirtschaftliche Hochkommen Deutschlands zum Vorteil seiner Handelsrivalen künstlich zu unterdrücken.

Präsident Wilson erklärte in seiner Friedensbotschaft, er würde, wenn der Frieden geschlossen würde, alles daransetzen, um der deutschen Nation das Bewußtsein zu geben, daß der Frieden seine wirtschaftliche Existenzmöglichkeit sichere. Andere Staatsmänner der verbündeten Nationen haben ähnliche Ansprüche getan. Aber in dem rachsüchtigen Geist, in dem der Frieden von Versailles geschlossen wurde, wurden diese Versprechungen als nicht gegeben betrachtet oder nicht beachtet. Um die Fortnahme der deutschen Kolonien zu entschuldigen, wurde eine fälschliche Weltpropaganda durchgeführt, um in aller Welt den Eindruck zu erwecken, daß Deutschland keinerlei kolonialistische Fähigkeiten besitze.

Diese Behauptung ist aber völlig aus der Luft gegriffen. Zwar haben sich im Anfange der deutschen Kolonialtätigkeit Vorgänge abgespielt, die sich nicht verteidigen lassen. Derartige Übergriffe sind aber einer jeden kolonisierenden Macht anfangs passiert. Nachdem Deutschland aber eine gewisse Erfahrung in seiner Kolonisationsfähigkeit erlangt hatte, konnte man seine Kolonialregierung als vorbildlich ansehen. Während des Krieges veröffentlichte Berichte der englischen Foreign Office, geben hiervon Zeugnis. Mr. Winston Churchill erklärte am 21. Juni 1921 als Kolonialminister auf der damals stattfindenden Reichskonferenz: „Wir haben versucht, Deutsch-Ost-Afrika eine Verwaltung zu geben, die nicht schlechter ist als die deutsche Verwaltung, die sie ersetzen soll. Ich fürchte trotz alledem, daß ein bis zwei Jahre das Gebiet in seiner Entwicklung nicht so fortschreiten wird, wie damals als es sich in den Händen unserer früheren Feinde befand.“ Der gegenwärtige Unterstaatssekretär für die Kolonien erklärte zwei Jahre später von demselben Gebiet: „Wir müssen versuchen, diesem großen Gebiet wenigstens eine so vorzügliche Verwaltung zu geben, wie sie die Deutschen vor dem Kriege eingeführt hatten.“

Diese Urteile lassen die Kriegspropaganda wegen der mangelnden Fähigkeiten der Deutschen, irgendein überseeisches Gebiet zu kolonisieren, in eitel Dummheit zerfließen. Was die Eignung für kolonialistische Zwecke anbelangt, so erkenne ich Deutschland mindestens eben dieselben Fähigkeiten als Kolonisationsmacht zu wie Großbritannien.

Reinhold Böck.

Wirtschaftlicher Rundfunk.

Das Wirtschaftsbild ist nach wie vor in Deutschland ziemlich unverändert und dunkel. Überall noch dieselben lähmenden Erscheinungen der Absatzkrise. Auf dem Arbeitsmarkt im Reich ist zwar eine ganz leichte Entspannung eingetreten, die aber auf das Konto der Saisongewerbe zu setzen ist. Im industriellen Westen unseres Vaterlandes hat die Zahl der Arbeitslosen eher zugenommen. Auch die Ziffer der neu ausgebrochenen Konkurse hat sich etwas gesenkt. Man kann daran aber lediglich erkennen, daß die „Reinigungsphase“, wie man das Absterben vieler nach dem Kriege gegründeter Firmen nennt, weiter fortgeschritten und vielleicht bald beendet ist. In der Zeit vom 1. Januar 1924 bis zum 30. April 1926 sind beispielsweise im Ganzen 81 163 Neugründungen von Firmen vorgenommen, denen nicht weniger als 107 278 Auflösungen gegenüber stehen. Der Überschuß der Auflösungen über die Gründungen innerhalb dieser 28 Monate beträgt also 25 115. Von den Auflösungen sind 13 886 oder etwa 13 v. H. durch Konkurs herbeigeführt, während der Rest mehr oder weniger „freiwillig“ aus dem Dasein schied. Ähnliche Erscheinungen wie in Deutschland zeigen sich auf diesem Gebiete auch in England, der Schweiz und selbst in der Metropole der Weltwirtschaft, den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die deutsche Roheisenerzeugung hat im Mai 736 206 Tonnen betragen; das sind rund 10 v. H. mehr als im April. Leider ist aber der Absatz nach wie vor sehr ungünstig. Der deutsche Eisen-

**Nur in einem gesunden Körper wohnt
eine gesunde Seele!**

Darum treibt Sport! Kommt zum Turnen!

markt ist nur zu 55. bis 65 v. H. des Vorkriegsbetrages aufnahmefähig. Trotz der im übrigen eingetretenen Teuerung aller Märkte im Weltmarkt stehen die Weltmarktpreise für Eisen und Stahl meist auf Friedenspreis oder noch niedriger. Auch die andern Länder, vor allem England und selbst die Vereinigten Staaten, leiden unter diesen Preisen, während die Inflationsländer Frankreich und Belgien ihre Leistungsfähigkeit besser ausnützen konnten. Die Folge ist, daß der Kampf auf dem Welteisenmarkt in den letzten Monaten noch schärfer



geworden ist. Der Ruf nach einem Eisenhandelsabkommen wird daher in letzter Zeit wieder laut. Darin könnte vielleicht allein die Rettung liegen; sicher aber nicht in der Erhöhung des Schutzzolles, den andere Länder (z. B. Amerika) gegen deutsches Eisen einzuführen sich anschicken.

* * *

Weitere freundlichere Züge unseres Wirtschaftsbildes erblicken wir, wenn wir die neuesten Ergebnisse der preussischen Sparkassen beobachten. Ihr Gesamtspareinlagenbestand hat sich im März um 62,6 Mill. Mark, gleich 4,8 Prozent, und im April um rund 70 Mill. (5,2 Prozent) vergrößert. Der absolute Märzzuwachs ist allerdings um 28,2 Mill. Mark oder um 31,1 Prozent hinter demjenigen des Vormonats und um 5,2 Mill. Mark (7,7 Prozent) hinter dem des März 1925 zurückgeblieben. Der Aprilzuwachs hat dafür die entsprechenden Zuwachsziffern des vorhergehenden Monats und auch des April 1925 um 7,4 Mill. Mark (11,8 Prozent) bzw. um 9,4 Mill. Mark (15,5) übertroffen. Vom Jahresbeginn an bis Ende April sind den Kassen allein 330,2 Mill. Mark, also fast eine Drittelmilliarde, an neuen Spareinlagen zugeflossen. Ihre Ende 1925 vorhandenen gewesenen Spargelder haben sich dadurch in vier Monaten um 30,7 Prozent vermehrt.

Wir hatten vor dem Kriege nicht überall in der Welt den Ruf, sparsam zu sein. In diesem Punkt übertrafen uns Franzosen und Norditaliener bestimmt, selbst einige slawische Nationen innerhalb Österreichs Grenzen galten als sparsamer als wir, von dem größten Sparvolk, dem Schotten, gar nicht zu reden (sein Nachbar, der Engländer, galt nie als sparsam!). Die fremden Völker ließen es an einem Urteil über den früher oft mangelnden Sparsinn des deutschen Volkes nicht fehlen. Das rührte daher, daß sich Deutschland zuletzt vor dem Kriege seit langer Zeit an eine behaglichere Lebensführung gewöhnt hatte. Die Zeiten sind inzwischen anders geworden; mit der behaglichen und sorglosen Lebensführung ist es bei uns wieder vorbei, und daß die ganze Nation verarmt ist, spürt auch der Einzelne. Es ist aber eins der hoffnungsvollsten Anzeichen für die Zukunft, daß seit zwei Jahren der Sparsinn von neuem erwacht ist. Wenigstens in Berlin kann man das nach den Ausweisen und Berichten der Sparkassen bestimmt feststellen. Am 1. Januar 1924 gab es an allen Berliner Sparkassen nur 200 000 Mark Einlagen (in der neuen Rentenmarktwährung), ein halbes Jahr später (1. Juli) schon 6 Millionen, am 1. Januar 1925 17 Millionen, drei Monate später schon 26 Millionen Mark. In fünfzehn Monaten verhundertfachten sich die Einlagen, und die Zahlen sind seitdem unablässig gestiegen. Die Stadt Berlin hat bekanntlich die nette Gewohnheit, jedem neugeborenen Mitbürger ein Sparkassenbuch über 3 Mark zu schenken, als Grundstock des künftigen Vermögens; sie legt also gewissermaßen jedem dem Marschallstab des künftigen Millionärs schon in die Wiege. Des sollte man anderswo auch nachmachen. Man würde sicher den Sparsinn dadurch neu beleben.

Lux.

Einiges über Goethe und Schiller.

Skizze von Karl Räder.

Es wird wohl kaum ein deutsches Schulkind geben, das nicht wüßte, wer Goethe und Schiller waren. Allein zu tieferem Verständnis des Werdegangs und der Bedeutung unserer beiden Dichter ist manchem trotz dem im Leben nicht. Als Kind reicht unser Erkenntnisvermögen nicht aus, und später hatten oder nahmen sich die meisten zum Studium keine Zeit. Zudem ist die Mehrzahl der Lebensbeschreibungen zu umfangreich und in einem zu sachmännlich gelehrten Stil geschrieben. Der abends müde Bürger hat meist keine Zeit und Lust mehr sich noch durch solche Werke hindurchzuarbeiten. Da ist die Form der zwanglosen Plauderei vielleicht zweckmäßiger. Wenn sie auch Lücken hat, so gibt sie doch die Möglichkeit, in kurzen Zügen Eigenarten hervorzuheben, an deren Hand sich der Mann des Volkes ein Bild vom Werden und Wirken großer deutscher Geisteshelden machen kann. Daß der Versuch einer Schilderung berühmter Männer immer eine subjektive Färbung haben wird, ist selbstverständlich. Jedes Menschenherz und -Auge erlebt und schaut Großes anders.

Besonders verlockend ist es, Goethe und Schiller, diese beiden etwa der gleichen Zeit angehörenden klassischen deutschen Dichter mit und nebeneinander zu betrachten. Abstammung und Jugendentwicklung beider waren grundverschieden. Der 1749 in Frankfurt a. M. als Sohn eines verhältnismäßig wohlhabenden kaiserlichen Rates geborene Goethe war und blieb ein Glückskind. Schon im Elternhause empfing er eine vorzügliche Bildung. Ohne materielle Not kennen zu lernen, studierte der körperlich wie geistig verschwenderisch von der Natur Ausgestattete in Leipzig und Strassburg. Als 23-jähriger junger Jurist verlebte er einen Sommer am damaligen Reichskammergericht in Wehlar. Als 26-jähriger wurde er, schon als ein berühmter Dichter, vom kunstsinnigen Herzog von Weimar an dessen Residenz und Hof gezogen. Hier lebte und wirkte, nur mit Unterbrechung durch Reisen, der Unermüdliche, hochgeehrt und frei von Nahrungsorgen, bis zu seinem Tode im Jahre 1832, im rüstigen hohen Alter von 83 Jahren. Rasch hintereinander wurde er Legationsrat, Geheimrat, Kammerpräsident und erster Staatsminister. Außerdem war er Leiter des Weimarer Theaters. Doch kann angenommen werden, daß er über seine Zeit ziemlich frei verfügte. Erst

im Jahre 1794, also als 45-jähriger gereifter Mann, schloß er Freundschaft mit dem um zehn Jahre jüngeren Schiller. Die Freundschaft einer Reihe von geistig hochstehenden Frauen befruchtete den Genius des Dichters. Als fast 40-jähriger heiratete er eine uns geistig ihm nicht ganz ebenbürtig dünkende Frau, Christiane von Vulpius, die 1816 nach 28-jähriger Ehe starb. Sie scheint aber dem peinlich ordnungsliebenden Manne mit Liebe und Sorgfalt die Haushaltung geführt und alles von ihm ferngehalten zu haben, was sein Schaffen hätte stören können. Uns dünkt, als hätte der Schöpfer alle geistigen Gaben einer Familie von vielen Generationen in Goethe vereinigt und in ihm verglühn lassen.

Goethes ganzes dichterisches Wirken und Schaffen zu erfassen und zu durchleben, wird einem Sterblichem unmöglich sein. Jedes kommende Geschlecht wird ihn neu auszuschöpfen haben. Jeder einzelne wird ihn in vielem anders deuten und verstehen. Seinen „Faust“ allein, an dem er Jahrzehnte arbeitete, könnte man eine deutsche Bibel heißen. Goethes Vielseitigkeit ist erstaunlich. Neben der Dichtkunst trieb er Altertumsforschungen, Naturkunde, Physik usw. und legte musterhafte, noch heute bestehende Sammlungen an. Und über alle diese Gebiete schrieb er Werke, die lange führend blieben, so über Optik, Farbenlehre, Entwicklung der Pflanzen und Tiere u. a. m. Dabei war ihm bei aller Genialität und Phantasie ein peinlicher Ordnungssinn wie angeboren. Er muß ein meisterhafter Zeiteinteiler gewesen sein, mit einem Wort ein Lebenskünstler, ein Universalgenie. Seiner Größe, seines Einflusses auf die Mit- und Nachwelt und seiner Verantwortung vor dem Weltenschöpfer, der ihn so verschwenderisch ausstattete, war er sich wohl bewußt. Kurz, er hatte sich in der Hand. Von Gebieten, die ihm nicht lagen, blieb er fern. Er sah, wie Kant, die Grenzen menschlicher Erkenntnis. Wunderbar faßte er dies zusammen in dem Ausdruck:

„Vergebens werden ungebundene Geister Nach der Vollendung wahrer Größe streben, Wer Großes will, muß sich zusammenraffen In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“

So wird uns erklärlich, daß er sich um die hohe Politik, die doch während seines langen Lebens so stürmische Wellen schlug, fast nicht kümmerte. Die französische Revolution, der Kommet Napoleon, das zerrissene Deutschland, die Freiheitskriege usw. haben ihn verhältnismäßig wenig in seinem Lebensgang beeinflusst. Alles und jedes war ihm lediglich dichterischer Stoff. Auf seine einzelnen großen Werke kann natürlich im Rahmen eines Auf-



Goethes Wohnhaus in Weimar.



Das Schillerhaus in Weimar.

Gedanken an die Sonntagsnacht - Montags Unfall oft gebracht.

Licht.

Erzählung von Max Karl Böttcher.



Nel Balthasar hatte sich das Turmzimmer als Studiergemach eingerichtet, und hier verbrachte der Gelehrte die meiste Zeit des Tages.

Als Hans und Erika, Nefte und Nichte des Onkels, gegen acht Uhr abends bei ihm eintraten, beschäftigte er sich gerade mit seiner Münzsammlung.

„Ah — da seid Ihr ja! Willkommen in meinem kleinen Königreiche! — Ich fürchte nur, Ihr werdet Euch hier langweilen, denn zu essen und zu trinken gibt es hier nichts, und zu spielen auch nicht.“

„Das glaube ich nicht, daß wir uns langweilen, Onkel,“ meinte Erika, — „hier droben bei Dir gibt es ja immer so viel Seltenes und Interessantes zu sehen, wie bei uns daheim im Stadtmuseum.“

„Da kannst Du recht haben, Mädchen! — Ich habe hier allerhand Merkwürdigkeiten und Altertümer angesammelt, um die mich manch Museum beneiden könnte!“

„Wo hast Du denn diese Seltenheiten alle, Onkel?“ fragte Hans.

„Da — schaut und staunt!“ — Und der alte Herr brühte an ein majestätisches, manneshohes Bild, das einen Ritter darstellte, und siehe da, das Gemälde drehte sich und bildete eine Tür, die in einen ansehnlichen Nebenraum führte. Verwundert blickten die Kinder auf dies geheimnisvolle Gelaß.

„Tretet nur ein! Hier ist ein großer Teil meiner Sammlungen aufgehäpelt, und später zeige ich Euch noch ein ander verstecktes Gemach!“ rief der Onkel.

Hans und Erika traten nun mit ihm ein. — Da waren Regale und Schränke, Bordbretter und Glaskästen, und alle, alle gefüllt und besetzt mit alten Schätzen und Sammlungen. Unter Hand befand sich eine lange, breite Tafel mit allerhand merkwürdigem Gerät besetzt.

„Was ist denn das für Gerümpel?“ fragte pietätlos Hans.

„Du, Bub, paß auf! Wenn Du meine Sachen nochmals Gerümpel nennst, so lege ich Dich an die Luft!“ schalt gutmütig der alte Onkel und lachte dabei, dann

fuhr er fort: „Schaut her, Kinder, was Ihr hier zusammengestellt seht, ist die Entwicklung der Leuchtgeräte der Menschheit.“

„Leuchtgeräte?! — Wir haben Elektrisch zu Hause!“ sagte Erika.

„Hm, so gut habt Ihr es, und so gut haben's jetzt Millionen und Abermillionen von Menschen. So gut ist es aber der Menschheit nicht immer gegangen. Die Sehnsucht nach Licht, nach Erhellung der Nacht steht aber schon im Menschen seit Jahrtausenden.“

„Hatten denn die Alten — ich meine unsere Vorfahren — kein elektrisch?“

„Aber Mädchen! Überlege doch, was Du sagst!“

Erika klopfte sich auf den Mund und lachte verlegen: „Jetzt hätte ich aber wirklich bald etwas recht Dummes gesagt!“

„Siehst Du! Bedenkt, die Lichtquellen in alter Zeit waren recht dürftig. Mit dem einfachsten Herdfeuer fing es an. Das Feuer war ursprünglich, sobald die Sonne heimgegangen war und der Mond nicht schien, die einzige Lichtquelle.“

„Wie haben sich denn die Alten eigentlich das Feuer verschafft, Onkel. Streichhölzer, wie wir sie in heutiger Zeit haben, kannten sie doch sicher nicht?“

„Nein. — Aus den Werten der alten Schriftsteller geht hervor, daß die Griechen und Römer auf verschiedene Art

Feuer erzeugten; man schlug Steine gegen Stein, vor allem Quarzsteine, — auch durch Reiben zweier Hölzer aneinander — wie es angeblich heute noch ganz wilde und unkultivierte Völker tun sollen — verschaffte man sich Feuer, und schließlich benutzte man auch den Brennspiegel, mit denen man die Sonnenstrahlen sammelte und dann leicht-entzündliche Stoffe anbrannte. — Wer damals Herdfeuer hatte, hütete es wie ein Heiligtum und ließ es durch Jahrzehnte nicht wieder ausgehen, denn es war die einzige Wärme- und Lichtquelle. Ein heilig Gebot bestand auch, dem Nachbar



jages nicht näher eingegangen werden. Doch sei hier wenigstens eine Auslese seiner berühmtesten Schöpfungen genannt: Die Schauspiele und Dramen „Götz von Berlichingen“, „Die Leiden des jungen Werther“, „Iphigenie auf Tauris“, „Prometheus“, „Clavigo“, „Egmont“, „Tasso“, „Faust“; die großen Epen „Reineke Fuchs“ und „Hermann und Dorothea“; die Romane bzw. Prosafiktionen „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, „Wahrheit und Dichtung“; dann die natur-



Goethes Arbeitszimmer in Weimar.

wissenschaftlichen Werke „Metamorphose der Pflanzen“ und „Zur Farbenlehre“. Auf die Ausführung auch nur einer Auswahl seiner unzähligen Lieder, Balladen und Gedichte aller Art muß leider verzichtet werden; doch sei hier der eigenartigen Sammlung von „Xenien“ gedacht, kurzen, oft sehr satirischen Sinngedichten in Distichonform, die sich scharf gegen das damalige literarische Unwesen richteten und von Goethe und Schiller gemeinsam im Musenalmanach 1797 herausgegeben wurden.

Nun zu Schiller.

Schon sein Bildungsgang ist grundverschieden von dem Goethes. Er ist 1759 geboren als Sohn eines Militärchirurgen in Marbach am Neckar. Er war also ein Schwabe, wie der Frankfurter Goethe ein Süddeutscher. Mit sieben Jahren besuchte er die Lateinschule in Ludwigsburg. Vom 14. bis zum 21. Lebensjahre mußte er als Sohn eines Staatsbeamten auf der strengen „Karlschule“ zuerst Rechte, dann Medizin studieren. Im Jahre 1780, also 21 Jahre alt, wurde er „Regimentsmedikus“. Die Karlschule, in der es keine akademische Freiheit gab, muß für ihn eine furchtbare Zwangsanstalt gewesen sein. Heimlich schrieb er dort noch als Schüler seine „Räuber“. Nach deren Erstaufführung in Mannheim im Jahre 1782 entzog er sich dem unbarmherzigen Zwange durch die Flucht. Frei herausgesagt: er desertierte. Wir alle wissen, daß er sich hierauf im nahen Oggersheim in großer materieller Not eine zeitlang verborgen hielt. Jedes Ludwigshafener Schulkind kennt wohl die Gedenkplatte am dortigen Schillerhause. Unter großer Not und vielen Enttäuschungen verbrachte er die folgenden Jahre bei Freunden und Gönnern. Auch der

Vater des berühmten Freiheitsdichters Theodor Körner gewährte ihm längere Zeit eine Freistadt, tröstete und stützte ihn. Als 30-jähriger Mann erhielt der Gehegte endlich eine Brotstelle als außerordentlicher Geschichtsprofessor in Jena mit einem Jahresgehalt von 200 Talern. Im Alter von 31 Jahren heiratete er Charlotte v. Lengefeld und seine Ehe erscheint seinen Briefen nach, eine überaus glückliche gewesen zu sein.

Nun erfolgte sein Freundschaftsanschluß mit Goethe, welcher der Welt den berühmten Briefwechsel brachte. Um die Jahrhundertwende, in seinem 40. Lebensjahre siedelte er ganz nach Weimar an den Wohnort Goethes über. Am 9. Mai 1805 im besten Mannesalter von knapp 40 Jahren starb, viel zu früh für das deutsche Volk und die Menschheit, der entkräftete, abgearbeitete Dichter an einem Brustleiden, vermutlich an Lungentuberkulose.

Schon aus seinem ganzen, hier kurz skizzierten äußeren Lebensgang geht hervor, daß Schillers Wesen und Dichtungen grundverschieden von Goethes waren. Bei Goethe „Wohlstand, geordnete Verhältnisse, Gesundheit, Glück, Protektion, abgeklärte heitere Ruhe, Weisheit und Kraft, kluge Geistes-Diätetik, Erfolg und Vergötterung schon im Leben und hohes Alter“; bei Schiller „Druck, Not, Verfolgung, Existenzlosigkeit, Unglück, Nervosität, Krankheit, verzehrender Schaffensdrang, Raubbau an der Gesundheit und früher Tod“. Sein Lebenslauf, seine Eigenart und sein No-



Weimar vom Museum aus.

türlich sind uns auch der Schlüssel zur Beurteilung seiner Schaffenswelt und seiner Dichtungen im Verhältnis zu Goethe.

Man muß ein gereifter Mann werden, um einzusehen, daß Goethe, der ja auch doppelt so lang lebte, um Haupteslänge überragt. Während Goethe alles aus der Natur herausgeholt und diese selbst darstellt, trägt Schiller alles aus sich in die Natur hinein. Goethe ist ein Schauender, Schiller ein Seher, ein Prophet, lediglich auf Grund seines Genies und seiner vollendeten Veranlagung. Er brauchte anscheinend nichts zu lernen, weil er alles wie von selbst konnte. Sein Genie nahm eben auf ein Mal wie spielend mehr in sich auf, als dem Talent in einem Lebensalter bei allem Fleiß sich anzueignen möglich ist.

Zur Bahn begib dich pünktlich fort - Aufspringen ist ein übler Sport.

vom eigenen Herdfeuer die Flamme zu spenden, und nur Erlosen und Ausgestoßenen durfte ein Feuerbrand verweigert werden.“

„Beim trüben, flackernden Herdfeuer konnten aber doch die Menschen gar nicht lesen und schreiben, Onkel?“ fragte Hans.

„Nein, das konnten sie nicht, brauchten es aber auch nicht, denn diese Rünste waren damals nur wenigen Gelehrten vorbehalten, und diese hatten schon eine bessere Beleuchtung erfunden.“

„Das Glühlicht, den Gasstrumpf meine ich, nicht wahr?“ tat sich Erika wichtig.

„O — Du Dummkopf! Nein, den Riesenpan. Hier seht Ihr solche! Das waren harzige, schlante Holzspäne, die man am Herdfeuer entzündete und in einem an der Wand angebrachten Ring steckte!“ — Der Onkel zeigte den Kindern einige Riesenpan, auch einen Haltering aus Metall an der Wand.

„Das muß aber schon lange, lange her sein,“ staunte Hans.

„Halb wahr und halb falsch, was Du da sagst. Vor tausend Jahren war der Riesenpan eine ideale Beleuchtung, aber vor achtzig Jahren, glaubt es nur, Kinder, gab es in unserem lieben Vaterlande noch immer armselige Gebirgsdörfer, die noch nicht über den Riesenpan hinausgekommen waren, im Erzgebirge zum Beispiel, auch im Schwarzwald. Doch die alten Griechen und Römer hatten auch bald auf Verbesserung der Riesenpanbeleuchtung gefunden. Sie banden mehrere Riesenpanne zusammen, bestrichen sie mit Pech oder Wachs oder Harz, und dies Bündel nannten sie dann eine Fadel. Die Vornehmen und Reichen ließen sich des Nachts von ihren Sklaven, wenn sie von einer Festlichkeit kamen, mit solchen Fadeln heimleuchten. Zu diesem Zwecke wurden die Fadeln in Handgriffe mit Schalen gesteckt, in die das herunterträufelnde heiße Harz floß. Hier seht Ihr solche alten Fadeln, auch Handschalen.“

Hans und Erika betrachteten sich die alten Leuchtgeräte. „Und was ist das für ein närrisch Ding?“

„Das ist eine vermutlich von den alten Ägyptern erfundene Dellampe. Seht es Euch nur recht genau an, dies ehrwürdige Gerät. Es ist aus gebrannter Erde, ist schiffenformig und hat — schaut her — zwei Öffnungen, aus der einen ragt der Docht, den man aus Binsen oder aus den Blättern

des Wollkrautes verfertigte, und in die andere Öffnung goß man das Öl nach. Solche Lampen übernahmen von den Ägyptern auch die alten Griechen, die sie aber, wie z. B. diese da, aus Metall mit allerhand schönen Verzierungen verfertigten. Bei großen Festgelagen wurden die Säle mit einem riesigen Leuchter erhellt, an dem man oft Hunderte, bis zu 365 Stück, solcher Dellampen befestigte. Als Brennstoff nahm man Oliven- oder Rizinusöl, das man damals bereits kannte. Bei religiösen Festen duldeten man aber solche Dellampengeräte nicht, da nahm man Kerzen aus Tiertalg oder von Bienenwachs. Man haute kunstvolle Kerzenträger, die man candelaber nannte...“



(Schluß folgt.)

Erlesenes.

So ihr wieder ein Volk werden wollet und herzinniglich fühlen, daß alle Deutsche Brüder sind, müßet ihr vor allem nach der Liebe trachten und wie ihr durch Freundlichkeit und Sanftmut die deutschen Herzen gewinnen möget.

Und solltet ihr nicht mehr tun, wie ihr getan habt in den Zeiten des Haders und Unheils, daß die Menschen der einen deutschen Landschaft die Menschen der anderen Landschaft hassen, und daß ein deutscher Mann den anderen verpötte.

Denn dadurch seid ihr Knechte der Knechte geworden und müßt euch auf Erden beugen.

Ihr müßt kriechen vor denen, welche die Freiheit nicht kennen und welche alles Heilige in Gelächter verwandeln. E. M. Arndt.

Und fast ohne Pause, ohne Selbstschonung schleuderte er seine Lieder, Balladen, Sinnprüche, Dramen, seine schöngestaltig philosophischen Schriften usw. springbrunnartig aus seiner Feuerseele.

Was Wunder, daß der durch Not und Entbehrung ohnedies entkräftete Körper Schillers vorzeitig zusammenbrach. Um nur ein Beispiel zu der aus sich schöpfenden Genialität Schillers anzuführen: Er schuf das bis jetzt unübertroffene Schweizer Nationaldrama „Wilhelm Tell“, ohne auch nur einmal die Schweiz betreten zu haben. Von Schillers berühmtesten Werken seien wenigstens dem Titel nach hier genannt, seine Jugenddramen „Die Räuber“, „Kabale und Liebe“, „Fiesco“; dann die in seinen reiferen Jahren entstandenen, meist in fünffüßigen Jamben geschriebenen Dramen: „Don Carlos“, „Iphigenie in Aulis“, „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“ und das bereits genannte Heldendrama „Wilhelm Tell“. Unsterbliche Werke Schillers sind auch seine philosophisch ästhetischen Abhandlungen „Armut und Würde“ und „Erziehung des Menschen“; dann seine historischen Stu-

dien „Abfall der Vereinigten Niederlande“ und „Geschichte des 30 jährigen Krieges“. Leider verbietet es der Raummangel, auf seine schwungvollen Balladen und sonstige Dichtungen hier näher einzugehen. Der deutschen Jugend am bekanntesten ist wohl sein ewig klassisch schönes „Lied von der Glode“. Aber man fühlt es durch die ganze Dichtung hindurch: Der Stoff ist vielleicht weniger in Anschauung der Wirklichkeit poetisch wiedergepiegelt, als vielmehr aus der schöpferischen Dichterseele herausgeboren.

In seiner Lyrik, seinen Liedern und Balladen ist dies noch augenscheinlicher. Wir brauchen z. B. nur Goethes „Erlkönig“ mit Schillers Balladen z. B. „Der Taucher“, „Die Bürgschaft“, „Der Handschuh“, usw. zu vergleichen, die ja jeder noch aus der Schule kennt.

Bei Goethe alles Natur und schlichte Größe, bei Schiller alles Phantasie und Wortmusik, Pathos, das die Jugend liebt und die schwärmerisch Veranlagten entzückt. Umso bewunderungswürdiger ist es, daß diese beiden Dichterkürsten, die ihre große Verschiedenheit erkannt hatten, so innige Freundschaft schlossen, und sich gegenseitig für die Nachwelt so segensreich ergänzten und befruchteten. Das kann uns allen im kleinen ein Beispiel sein.



Ein Gang durch die Anlagen des Hoerder Vereins.

Das Thomaswerk.



Haben die Belegschaftsmitglieder der Abt. Hörder Verein aus der ihnen bisher gelieferten und nunmehr in unserer Hüttenzeitung aufgegangenen Phönix-Zeitung gesehen, wie aus den Erzen im Hochofen das flüssige Roheisen entsteht, so wollen wir heute verfolgen, wie dieses Roheisen weiter behandelt wird, um aus ihm technisch verwertbares Material zu machen. Ist doch das Roheisen so, wie es aus dem Hochofen kommt, nicht verwendbar, aus ihm gefertigte Gegenstände würden bei der geringsten Beanspruchung zu Bruch gehen. Woran liegt das nun, und wie kann man diesem Uebelstand abhelfen? Die Antwort hierauf gibt das Stahlwerk. Die im Roheisen enthaltenen Nebenbestandteile sind die Ursachen und müssen deshalb entfernt bzw. so vermindert werden, daß sie keinen Schaden mehr anrichten können. Diese Nebenbestandteile sind in der Hauptsache Kohlenstoff, Mangan, Phosphor, Silizium und Schwefel. Zur Entfernung dieser Nebenbestandteile gibt es nun verschiedene Arbeitsweisen, von denen wir heute den Thomasprozeß näher kennen lernen wollen.



Rupolosenabfließ.

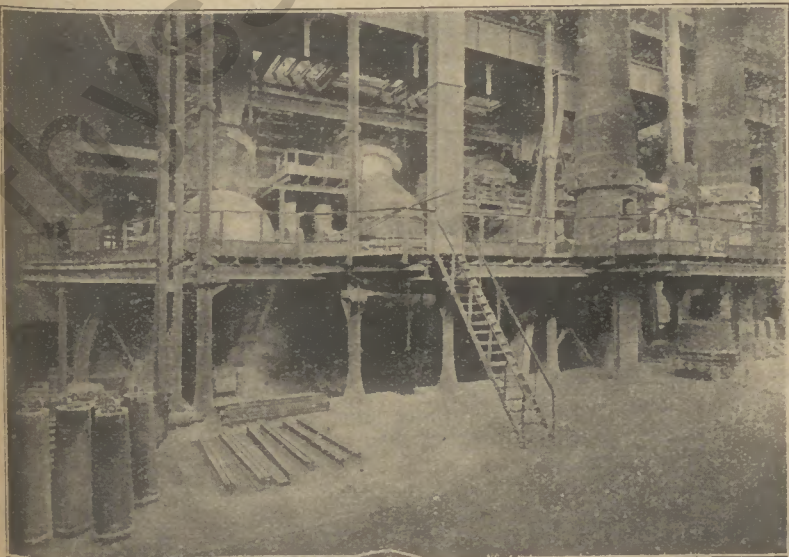
Das Thomaswerk setzt als für seinen Betrieb günstigstes Roheisen, ein solches mit folgender Analyse voraus: 1,0—1,2 % Mangan, 1,7—1,9 %

Phosphor, bis 0,3 % Silizium und möglichst wenig Schwefel. Dem Hochofenwerk ist es nun nicht möglich, solches Eisen dauernd zu liefern. Man verarbeitet deshalb das flüssige Roheisen der einzelnen Hochofenablässe nicht sofort, sondern mischt sie in großen, mit ff. Steinen ausgekleideten Gefäßen, sogenannten Mischern, deren einen unser heutiges Titel-Bild zeigt, wodurch man ein verhältnismäßig gleichmäßiges Roheisen erhält. Auch kann man hier das für das Thomaswerk weniger geeignete Rupolosen eisen beimischen. Rupolosen eisen ist dasjenige Hochofeneisen, welches aus irgendeinem Grunde erstarrt ist und im Rupolosen, einem Schachtofen, mittels Koks, etwas Kalk und Wind wieder flüssig gemacht wird. Durch diesen Prozeß ändert sich die chemische Zusammensetzung des Rupolofens, weshalb es im vorhergehenden als für den Thomasprozeß weniger geeignet bezeichnet wurde.

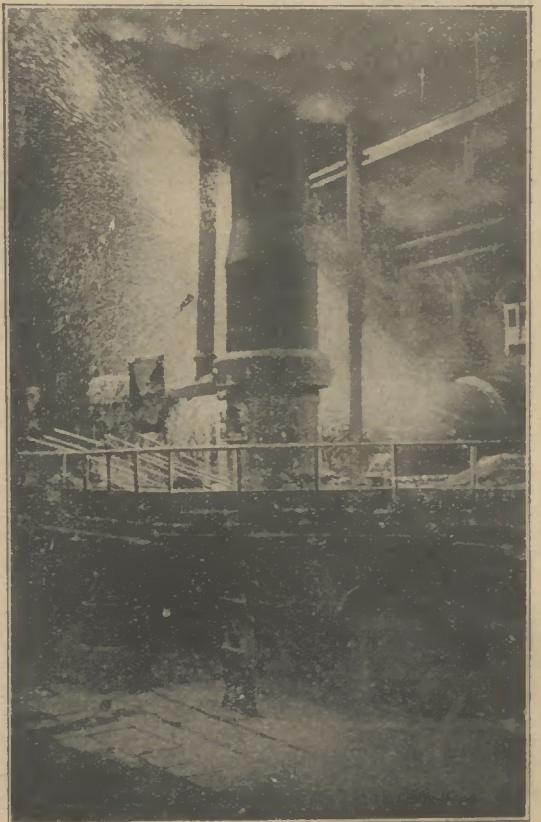


Einleeren von Roheisen in den Converter.

Der Mischer war ursprünglich nur als Mischgefäß gedacht, bald aber zeigte sich die angenehme Tatsache, daß das Eisen im Mischer einen großen Teil seines Schwefelgehaltes verlor. Der Grund hierfür ist folgender: Der im Roheisen vorhandene



Converteranlage.



Converter.

Schwefel verbindet sich mit dem in Eisen enthaltenen Mangan und steigt, da diese Verbindung spezifisch leichter ist als Eisen, an die Oberfläche des Bades, wo der Schwefel bei Berührung mit der Luft verbrennt; ein Teil bleibt allerdings noch im Eisen, der sich jedoch bei der weiteren Behandlung des Eisens im Stahlwerk weiter verringert, so daß er schließlich für die Weiterverarbeitung unschädlich wird. Je nach Bedarf entnimmt man dem Mischer mittels einer mit ff. Steinen ausgemauerten Pfanne eine bestimmte Menge Roheisen und entleert diese Pfanne in einen Konverter, in den sich der eigentliche Thomasprozeß vollzieht. Das Thomasstahlwerk des Förder Vereins besitzt solchen Konverter.

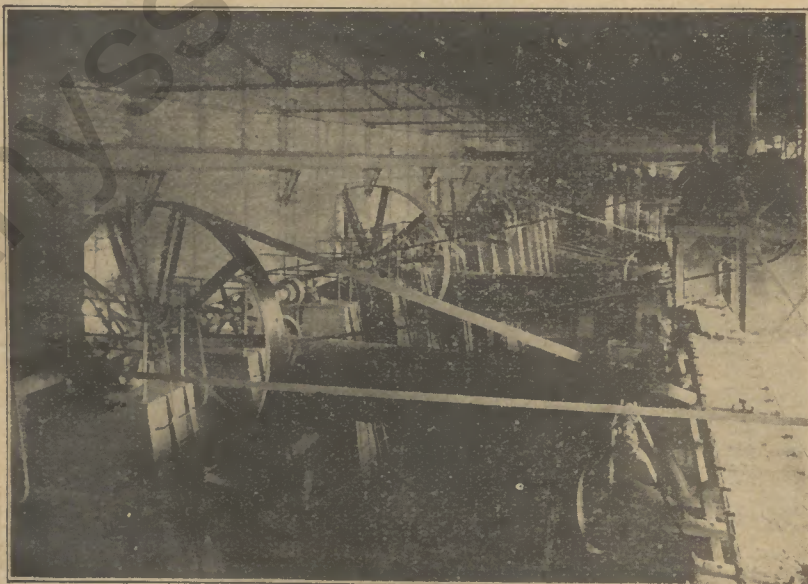
Der Konverter ist ein birnenförmiges, um seine horizontale Mittelachse drehbares Gefäß, welches im Innern mit ff. Steinen aus einer Teer-Dolomitmischung ausgekleidet ist, dessen Boden aber mit einer großen Anzahl Löcher von Fingerbreite versehen ist. Nach oben ist das Gefäß offen. Unter dem Boden ist ein Hohlraum, der Windkasten, der wiederum mit einer



Beim Gießen.

Rohrleitung in Verbindung steht, durch die eine sogenannte Gebläsemaschine Wind bläst, weshalb der Thomasstahlwerker seine Arbeitsweise auch „blasen“ nennt.

Der Arbeitsgang ist nun folgender: Nachdem der Konverter durch Verbrennen von Koks auf helle Weißglut gebracht ist, wird der restliche Koks entfernt, indem man den Konverter durch Drehen auf den Kopf stellt und nach Wiederaufrichten eine bestimmte Menge gebrannte Kalksteine, die sich nach der Menge und chemischen Zusammensetzung des Roheisens richtet, in den Konverter kippt. Dies geschieht durch einen Trichter von einer über den Konvertiern angeordneten Bühne. Hierauf legt man den Konverter wieder um, d. h. den durchlöcherten Boden bringt man in ungefähr gleiche Höhe mit der oberen Öffnung, die natürlich bei dem Umlegen nach unten rückt, und gießt das vom Mischer kommende Roheisen in den Bauch des Konverters, indem man die mit Roheisen gefüllte Pfanne durch einen über den Konvertiern laufenden Kran durch die Konverteröffnung entleert. Jetzt stellt man den Konverter wieder senkrecht, gleichzeitig bläst man Wind durch die Löcher im Boden, welches die namentlich bei Nacht wunderbare Erscheinung des Feuerregens erzeugt. Dieses Blasen bewirkt einerseits, daß das Eisen nicht durch die Löcher laufen kann, andererseits, daß das Bad, wie man jetzt den Konverterinhalt nennt, in Berührung mit dem Wind, d. h. der Luft, kommt. Der Winddruck darf natürlich auch nicht zu stark sein, damit nicht alles nach oben aus dem Konverter herausgeschleudert wird. Im Allgemeinen wendet man Winddrucke von 1,5–2,5 at. an. Durch die Berührung des Bades mit dem Winde werden nun die im Eisen enthaltenen Nebenbestandteile durch den Sauerstoff der Luft oxidiert, d. h. verbrannt. Der Kohlenstoff entweicht als Kohlenäure. Mangan, Phosphor und Silizium verbinden sich mit dem in den Konverter gekippten Kalk und bilden eine Schlacke, die auf dem Bade schwimmt und abgegossen wird durch Neigen



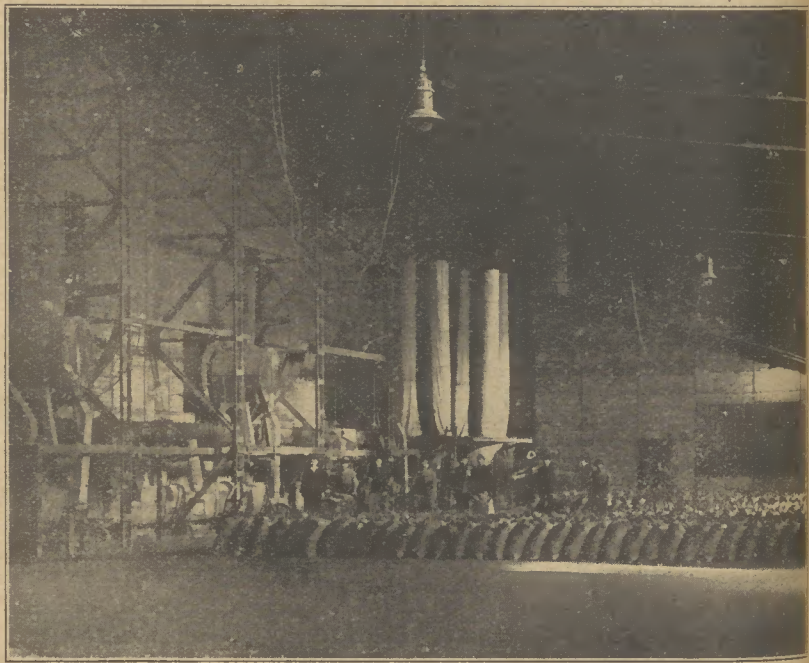
Mahlwerk (Thomasmühle).



Abfackstation (Thomasmühle).

des Konverters in unter demselben aufgestellte Schlackentübel. Aus ihr wird, wie später gezeigt, das für die Landwirtschaft wichtige Thomasmehl gemacht. Ist nun alles verbrannt außer dem Eisen und die Schlacke abgegossen, so ist im Konverter nicht mehr Roheisen sondern Stahl, der allerdings noch nicht fertig ist, d. h. er würde, wenn man ihn walzen oder schmieden wollte, brechen, woran der im Bad an Eisen gebundene Sauerstoff schuld ist. Diesen Uebelstand beseitigt man nun, indem man dem flüssigen Stahl Mangan in Gestalt einer hochprozentigen Ferro-Manganlegierung zusetzt, das den Sauerstoff an sich reißt und 3. T. an die Oberfläche steigt und verschluckt. Der dann noch im Stahl befindliche, an Mangan gebundene Sauerstoff tut im Gegensatz zu dem an Eisen gebundenen Sauerstoff keinen Schaden. Nunmehr ist der Stahl fertig, und der Konverter wird durch weiteres Senken der Öffnung in eine fahrbare, mit ff. Steinen ausgekleidete Pfanne, die mittlerweile an Stelle des Schlackentübels aufgestellt worden ist, entleert. Diese fahrbare Pfanne nennt man Gießwagen. Aus ihr läßt man den Stahl in Kokillen, das sind gußeisernen Formen, laufen, worin er zu Blöden erstarrt, die dann ihrer Weiterverarbeitung im Walzwerk zugeführt werden.

Beim Lesen dieser Zeilen könnte nun einer auf den Gedanken kommen, daß doch das flüssige Roheisen durch das Blasen abgekühlt würde und erstarrte müßte. Das ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil: die Verbrennung der Nebenbestandteile liefert eine sehr große Hitze, so daß man sogar nach



Thomasmühle.

in der Lage ist, Schrott mit einzuschmelzen. Die Temperatur des flüssigen Roheisens beträgt 1200–1300 Grad, während die Temperatur des flüssigen Stahls 1500–1600 Grad beträgt.

Nun noch einiges über die vorher erwähnte Thomasschlacke. Dieselbe wird in den Rübeln, in die sie aus den Konvertiern gekippt worden ist, nach der sogenannten Thomasmühle gefahren. Hier werden auf einem großen Platz, über dem ein Kran läuft, die Rübel entleert, nachdem die Schlacke erstarrt ist. Die Schlackentübel zerfallen dann teils von selbst durch Einwirken der Luft, teils durch mechanische Einflüsse, jedoch nicht so weit, daß sie ohne weiteres in der Landwirtschaft als Düngemittel verwendet werden können. Sie werden deshalb, — denn je feiner die Schlackenteilchen sind, umso besser die Ausnutzung, — zwecks weiterer Verfeinerung zu den Rohr- und Kugelmöhlen gefahren. Dies sind zylindrische Gefäße, in denen sich Stahlfugeln befinden und die durch eine Antriebsmaschine in rotierende Bewegung gesetzt werden. Nachdem hier die Schlacke feinstaubig gemahlen ist, wird das Mehl in Säcke gefüllt, zugebunden und versiegelt und kann nun verfrachtet werden. Der Wert des Thomasmehls für die Landwirtschaft liegt in seinem für den Boden

und den Aufbau der Saat notwendigen Kalk und Phosphorgehalt, letzterer, soweit er löslich ist, weshalb auch das Mehl nach seinem löslichen Phosphorgehalt verkauft wird, was ein dauerndes Analysieren erfordert. Die Thomasmühle hat deshalb auch ein eigenes Laboratorium. Die Arbeit auf der Thomasmühle ist wegen der Staubentwidelung, die allerdings weitgehendst bekämpft wird durch entsprechende Entstaubungsanlagen, nicht immer sehr angenehm, weshalb man auch nur gesunde Arbeiter hier verwendet, die dauernd unter ärztlicher Beobachtung stehen.

Die Leistungsfähigkeit der Förder Thomasmühle beträgt 500 Tonnen pro Tag. Die erste Verfeinerungsanlage in Gestalt von 3 Kollergängen wurde im Anfang der 80. Jahre gebaut von Silgenstod & Massenez, die das Mehl durch einen Händler Junius vertrieben. Die Anlage stand zwischen der jetzigen Stahlgießerei und dem Thomaswerk. Im Jahre 1893 erbaute die Westf. Phosph.-Ges., Berlin eine neue Mühle auf dem jetzigen Gelände. Sie bestand aus 8 Kugelmöhlen mit Dampfmaschinenantrieb. Im Jahre 1900 kam eine Rohrmühle hinzu. In den Jahren 1910/11 wurde die Mühle vollkommen umgebaut für elektr. Antrieb und erhielt zwei Rohrmöhlen. Im Jahre 1921 ging die Mühle in den Besitz des Phoenix über.

Die geschichtliche Entwicklung des Förder Thomasstahlwerkes geht bis auf das Jahr 1863 zurück. In diesem Jahr erwarb der Förder Verein als zweites Werk in Deutschland die Patente Bessemer und errichtete ein Bessemer Stahlwerk welches 1864 in Betrieb genommen wurde. Die Anlage stand da, wo sich heute die Dolomitanlage befindet. Das Verfahren Bessemer ist ähnlich dem Thomasverfahren, nur fehlt es ein phosphorarmes Roheisen voraus, und die Konverter sind mit einer anderen Ausmauerung versehen. Das Verfahren eignet sich für Deutschland nicht wegen des phosphorarmen Eisens, welches phosphorarme Erze erfordert, während in Deutschland vorwiegend phosphorhaltige Erze verhüttet werden. Man kam deshalb auch sofort davon ab, als das Thomasverfahren bekannt wurde. Im Jahre 1879, am 22. September, ging in Hörde die erste Thomascharge hoch. Die Konverter fachten anfangs nur 11—12 Tonnen, vergrößerten sich aber von Jahr zu Jahr, bis sie heute 25 Tonnen fassen. Zuerst waren 3 Konverter vorhanden, um 1900 kam ein vierter hinzu und im Jahre 1925 ein fünfter. Die Konverter setzte man gleich dahin, wo sie heute noch stehen, und zwar gleich in Reihe zum Unterschied von der sonst früher üblichen Anordnung im Halbkreis. Die Schichtproduktion war anfangs gering — 8—10 Chargen — während es heute gelingt, 50 Chargen zu machen. Das Eisen wurde zunächst direkt vom Hochofen kommend verblasen. Im Jahre 1890 baute man einen Mischer, welcher ähnlich wie ein Konverter aussah, und erst im Jahre 1909—10 ging man zu den jetzt vorhandenen, 800 Tonnen fassenden Rollenmischern über. Die Anfuhr des flüssigen Roheisens vom Hochofen geschah und geschieht heute noch auf einem mit großen Kosten angelegten Verbindungsgleis. Der durch die Stadt Hörde fahrende feurige Pfannenwagen erhielt sehr bald im Volksmund den Namen „Elias“. Am 1. Februar 1895 wurde das Stahlwerk von einem Unglück heimgesucht. Es stürzte plötzlich das Dach des Thomaswerkes ein, so daß der Betrieb 4 Wochen stillliegen mußte. Leider hat dieser Unfall Menschenleben gekostet. Der damalige Betriebsführer Geilenberg und zwei Mann wurden unter den Trümmern begraben. Nachdem das Dach erneuert war zeigte sich im Jahre 1906 die Notwendigkeit, hervorgerufen durch neue Krananlagen, das Dach um einige Meter zu heben, was auch während des Betriebes mittels Winden von Statten ging. Zur selben Zeit wurde die heutige Kupolofenanlage geschaffen.

So wurde stets dafür gesorgt, daß das Thomaswerk auf der Höhe der Leistungsfähigkeit gehalten wurde, ein Umstand, der ihm heute noch zu gute kommt. Leider ist es nur z. Zt. nicht möglich den Betrieb voll auszunützen infolge der wirtschaftlichen Lage. Hoffen wir, daß sich die Zeiten bald wieder ändern.

Aus den Erinnerungen eines alten Räderfabrikanten.



Die heutige Zeit mit ihren Nöten und Wirren, ihrer Arbeitslosigkeit, Stilllegung und Einschränkung von Betrieben in der Eisen erzeugenden Industrie ruft in mir Erinnerungen wach aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Auswirkungen der damaligen außerordentlich schiefen Geschäftslage der Eisenindustrie waren minimal gegenüber den heutigen. Arbeitslosigkeit war auch damals vorhanden, aber sie trat nicht so sehr in die Erscheinung wie in der Jetztzeit. Die Arbeitslosen zogen von Dortmund fort, wendeten sich anderen Erwerbszweigen zu, was schon daraus hervorgeht, daß in Dortmund Ende der 70er Jahre ganze Straßenzüge und Wohnhäuser reihenweise leer standen. Die einzigen Leidtragenden waren außer den verbliebenen und beschäftigten Arbeitern, die einen geringeren Verdienst gegen früher hatten, die Geschäftsleute.

Da Dortmund damals noch eine fast ländliche Stadt von etwa 50—60 000 Einwohnern war, so war der Kreis der leidtragenden Geschäftsleute sehr gering. Die Eisenindustrie steckte gewissermaßen noch in den Kinderschuhen und sollte in den kommenden Jahrzehnten erst das werden, was sie heute darstellt.

Diese schlechte wirtschaftliche Lage veranlaßte die damalige Eisenindustrie neben verschiedenen ersten zu folgender lustigen Maßnahme bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. wenn die Werke von irgendeiner Korporation, von Verwaltungskörperschaften oder von einzelnen oder mehreren potenten Persönlichkeiten besucht wurden.

Dann hieß es, die Werke in all dem Glanze eines vollen Betriebes den Besuchern vorzuführen, und dieser Maßnahme kann man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, wie man es auch einer reizlosen Frau nicht verdenken kann, wenn sie sich schmückt, um ihre Fehler zu verdecken.

Es wurden also Potemkin'sche Dörfer gebaut. Auch die Union wurde zu potemkin'schen Dörfern eingerichtet, und besonders die Räderwerkstätten, wie sie damals genannt wurden, leisteten Hervorragendes in dieser Beziehung. Erleichtert wurde ihnen dies dadurch, daß sie nur aus Gliederanlagen bestanden, die in einer zusammenhängenden Gruppe lagen, jedoch räumlich, wenn auch auf kurze Entfernungen, getrennt waren.

Die Räderwerkstätten sind 1868 erbaut und 1869 in Betrieb gesetzt worden. Die Waggonrädereherei ist bis zur heutigen Zeit niemals außer Betrieb gewesen, wohl sind, der jeweiligen Zeitlage entsprechend, auch hier Einschränkungen vor-

genommen werden, aber eine vollständige Stilllegung ist niemals erfolgt. Der heutige Zeit blieb es vorbehalten, der Räderfabrik der Union den Lebensfaden abzuschneiden, und für mich persönlich ist dies der schwerste Schlag, den ich in meinem langjährigen Wirken auf dem Arbeitsgebiete der Räderfabrik zu erleiden hatte.

Doch zurück zu meinen Erinnerungen. Die Lokomotivrädereherei und -schmiede — damals wurden die Lokomotivradsterne noch geschmiedet, Näheres darüber ein anderes Mal — wurden im Jahre 1876 stillgelegt und kamen erst 1880 wieder in Betrieb, nachdem durch Einführung der Eisenzölle im Jahre 1879 seitens Bismarcks die Werte mehr Beschäftigung fanden.

Wenn ein derartiger Besuch, wie vorhin geschildert, bevorstand, dann wurden tags zuvor sämtliche Werkzeugmaschinen der Lokomotivrädereherei und sämtliche Defen und Schmiedefeuer der Lokomotiv-Räderschmiede einer Prüfung und Instandsetzung unterzogen. Die Drehbänke wurden besetzt mit Arbeitsstücken, die aus restlichen Beständen vorhanden waren. Die Schmiedefeuer wurden in Glut gesetzt und ebenfalls mit solchen Arbeitsstücken belegt.

Schwierigkeiten machte jedoch die Beflegung der Werkzeugmaschinen und der Schmiedefeuer mit Personen. An diesem Tage mußte nun alles heran, was Beine hatte. Die Laufburschen, das Büropersonal wurden in blaue Kittel gesteckt, die Hände und Gesichter geschmiert (aber nicht zu knapp) und dann wurde gepöbelt, an welcher Maschine der Einzelne zu stehen und wie er sich zu verhalten habe.

Da nun aber die Beflegung durch diese Einrichtung nicht vollständig zu erzielen war, so wurde folgender Trick ausgeführt, zu welchem sich die Räderwerkstätten vorzüglich eigneten. Der Besuch kam in der Regel vom damaligen Hauptverwaltungsgebäude, jetzt Verwaltungsgebäude 2, entweder über den Hauptweg oder durch die Brückenbau- und Weichenbau-Abteilung (jetzt Walzwerk 3), Mechan. Werkstatt zu den Räderwerkstätten. Entweder am Eingang vom Hauptwege aus oder am Ausgang der Mech. Werkstatt wurden die Besucher von den leitenden Persönlichkeiten der Räderwerkstätten in Empfang genommen und zur Waggonräderschmiede geführt. Von dort ging er durch die Reifenaufziehräume zur Waggonradlähndereherei, zuerst in die östlich liegende Achsen-Abteilung. Wenn die Besucher aus der Waggonräderschmiede und dem Reifenaufziehraum verschwunden, dann ließ das Personal spornstreichs durch das Kesselhaus zur Lokomotiv-Räderschmiede und setzte alles unter Vollampf. Nach Durchschreiten der Achsenabteilung ging es in den westlichen Teil dieser Werkstatt zu den Reifen-, Räder- und Zahndrehbänken. Im äußersten westlichen Teil dieser Werkstatt wurden die Besucher durch die leitenden Persönlichkeiten etwas aufgehalten und zwar dadurch, daß ein kleiner Vortrag improvisiert wurde, den anzuhören sich alle befleißigten, oder aber es wurde ein Arbeitsvorgang erklärt in einer sehr langatmig und mit gewagten technischen Erläuterungen versehenen Weise, daß das Interesse der Besucher fortwährend beschäftigt wurde.

In dieser Vortragszeit hatten nun die vom Besuch freigewordenen Dreher der Achsenabteilung, der Presse, der Stohbänke, Hobelmaschinen usw. nichts eiligeres zu tun, als seitwärts durch die Fenster oder an der Presse entlang zu verschwenden und den Weg durch die Waggonräderschmiede, Kesselhaus zur Lokomotiv-Rädereherei zu nehmen und die ihnen dort zugeteilte Stelle an einer Werkzeugmaschine einzunehmen. Eile tat not. Aber es klappte immer vorzüglich. Trotz der Schwere der Zeit waren dies für Arbeiter und Teilnehmer immer vergnügte Stunden. Wenn auch hin und wieder einzelne Besucher bei der weiteren Befestigung wohl stuhlig geworden sein mögen, bei dem Gedanken, den Mann hast du doch schon drüben gesehen, gesagt hat keiner etwas.

Drinnen und Draußen.

Wie melde ich meine Ansprüche auf Invalidenrente an?

Wenn ein Versicherter die gesetzlichen Voraussetzungen zum Bezug der Invalidenrente erfüllt hat — Invalidität oder Vollendung des 65. Lebensjahres, ausreichende und regelmäßige Beitragszahlungen —, hat er seine Ansprüche beim Versicherungsamt, bei den Ortsbehörden oder unmittelbar bei der zuständigen Landesversicherungsanstalt anzubringen. Um unnötige Gänge zu vermeiden, sind dem Antrag folgende Papiere beizufügen: 1. die letzte Quittungsart, 2. die Aufrechnungsbescheinigungen über die umgetauschten Quittungsarten, 3. Geburtszeugnisse für Kinder unter 18 Jahren, 4. eine ärztliche Bescheinigung über Ursache und Beginn der Invalidität, 5. Heirats- und Sterbeurkunde zur Geltendmachung der Hinterbliebenenansprüche. Ueber den Antrag entscheidet, nachdem in der Regel das Versicherungsamt die Ansprüche geprüft hat, der Vorstand der Landesversicherungsanstalt in einem schriftlichen Bescheid. Gegen diesen Bescheid ist binnen einem Monat nach der Zustellung das Rechtsmittel der Berufung an das Oberversicherungsamt und gegen das Urteil des Oberversicherungsamts in einigen Fällen noch Revision beim Reichsversicherungsamt zulässig. Die Invalidenrente beginnt in der Regel mit dem ersten Tage des Monats, in dem der Versicherte invalide oder 65 Jahre alt geworden ist. Es ist jedoch zu beachten, daß länger als 1 Jahr rückwärts vom ersten Tage des Monats an gerechnet, in welchem der Antrag eingegangen ist, keine Rente gezahlt wird. Nur ausnahmsweise, wenn der Nachweis geführt wird, daß der Berechtigte durch Verhältnisse, die außerhalb seines Willens liegen, verhindert worden ist, den Antrag zu stellen, kann die Rente noch weiter rückwärts gezahlt werden.

Steigerung der Unfallrenten.

Durch das zweite Gesetz über Änderungen in der Unfallversicherung vom 14. Juli 1925 ist bekanntlich eine Erhöhung der Unfallrenten und sonstigen Aufwendungen der Berufsgenossenschaften mit Wirkung vom 1. Juli 1925 ab erfolgt. In welchem Maße das geschehen ist, läßt sich aus einem Vergleich der Beträge entnehmen, die die Berufsgenossenschaften für die Zahlungen zu erstaten haben, die die Post für ihre Rechnung auszahlt. Bei den gewerblichen Berufsgenossenschaften waren diese Zahlungen im Monat Juni 1925 auf 6,66 Millionen Reichsmark monatlich festgesetzt, ab 1. 4. 1926 auf 12 Millionen Mark monatlich. Diese Steigerung um 82,5% rührt im wesentlichen aus der Erhöhung der Renten her, da die Erhöhung der übrigen Leistungen, die das Gesetz bringt, sich zurzeit noch wenig ausgewirkt hat.

„Er zitterte wie Espenlaub.“ Diese Redensart hört man wohl in lebhaften Schilderungen über das Opfer eines mehr oder weniger angenehmen Ergebnisses. Die wenigsten von denen, die diese Worte gebrauchen, sind sich ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung bewußt. Schon was eine Espe ist, wissen viele nicht. Die Espe oder Alpe gehört zu den Pappelbäumen und heißt auch Zitterpappel. Diesen Namen aber hat sie von ihrem Laub, weil dieser seiner Form wegen beim leisen Luftzug ins Zittern gerät. An das Zittern der Blätter knüpft sich eine Legende. Dieses Zittern soll der Espe zur Strafe für ihren Hochmut auferlegt worden sein, als sie sich vor Christus nicht beugte, während alle anderen Bäume ihre Wipfel vor ihm senkten.

Gartenbau u. Kleintierzucht.

Gartenarbeiten im Monat Juli.



Erkühlung versetzt. Erst gegen Ende des Monats beginnt dann ein kräftiger Trieb.

Im Gemüsegarten lassen wir Gießanne und Hade den ganzen Monat fleißig walten. Indem wir durchdringend gießen, geben wir den Pflanzen das Wasser, welches sie zum schnellen Wachsen gebrauchen. Schnell entwickelte, wasserhaltige Pflanzenteile sind besonders zart. Die Bodenkruste muß immer wieder gelodert und so der Luft und der Wärme, diesen mächtigen Förderern des Pflanzenwachstums, immer von neuem Zutritt geschaffen werden. Blumenkohl und Gurken brauchen besonders viel Wasser in dieser Zeit. Der sorgsame Gartenbesitzer wende täglich zehn Minuten dazu, durch den Garten zu gehen und festzustellen, was jedem einzelnen Beete not tut.

Im Ziergarten muß der Rasen jetzt einmal gründlich gereinigt werden. Alle ausdauernden Unkräuter stechen wir mit spitzem Messer aus. Die Lüden, die dadurch entstehen, füllen wir mit Komposterde, walzen gut an, wässern fleißig, halten den Rasen gut im Schnitt. Zeigt das Gras eine gelbliche Farbe, geben wir auf den Quadratmeter 10 Gramm Natronpulver, mit etwas Sand, oder Torfmuß vermischt, gleichmäßig verteilt. Vorteilhaft ist es, von Zeit zu Zeit eine gute Komposterde fein über den Rasen zu streuen. Einfassungen und Heden werden beschnitten, niedrige Einfassungen, wie Buchsbaum, mit der Gartenschere, Zierheden, wie Liguster, Feuerdorn, zierliche Nadelhölzer und Grenzheden, wie Weißdorn, Weißbuche, Tanne, mit der Hedenschere. Heden, die jeden Sommer, Ende Juli, beschnitten werden, machen das ganze Jahr hindurch einen vorzüglichen Eindruck.

Jos. Kraus.

Werks=Allerlei.

Familien-Nachrichten der Abteilung Hoerder Verein.

Geburten:

Ein Sohn: 31. 5.: Günther — Hermann Grunewald, Koferei; 7. 6.: Arthur — Heinrich Konrad Kessler, M. L. A. Blechwalzwerk; 9. 6.: Günther — Franz Rolf, Hochofenwerk; 16. 6.: Horst-Otto — Otto Völker, Eisenbahnabteilung; 16. 6.: Günther — Johann Nohl, Martinwerk.

Eine Tochter: Anna — Johannes Symalla, Koferei; 7. 6.: Edith — Wilhelm Kessler, M. L. A. Blechwalzwerk; 8. 6.: Ingeborg — Wilhelm Sprave, Eisenbahnabteilung; 9. 6.: Therese — Karl Zinnhardt, Mechan. Werkstatt; 9. 6.: Irmgard — Friedrich Schüller, Elektr. Abteilung; 14. 6.: Margot — Karl Lemmer, M. L. A. Blechwalzwerk; 15. 6.: Anna — Arthur Stillers, Kesselschmiede; 15. 6.: Ilse — Karl Emde, Wärmebüro.

Todesfälle:

8. 6.: Eduard Jimmy, Hochofenwerk; 11. 6.: Ehefrau Rudolf Nidel, Hochofenwerk; 17. 6.: Sohn Rudolf — Rudolf Henkenherm, M. L. A. Stahlwalzwerk.

Familien-Nachrichten der Abteilung Dortmunder Union.

Geburten:

Ein Sohn: 16. 6.: Günther — Heinrich Müller, Buchhaltung; 18. 6.: Heinz — Anton Stankowski, Adj. Walzw. III; 19. 6.: Helmut — Johann

Trojan, Hochofen; 19. 6.: Georg Günther — Justus Holzhauer, Preßwerk; 20. 6.: Wilhelm — Peter Kalina, Verkaufsfisch.

Eine Tochter: 13. 6.: Wanda — Martin Siuda, Hochofen; 14. 6.: Ruth Emmy Herla — Rudolf Schwarz, S-Revision; 16. 6.: Brunhilde — Friedrich Hohengarten, Elektrischer Betrieb; 18. 6.: Erna — Alex Krulzmes, Baubetrieb; 20. 6.: Ruth, Emma — Wilhelm Helmholtz, Preßwerk; 20. 6.: Alata Maria — Florian Brzezinski, Adj. Walzwerk I.

Todesfälle:

19. 6.: Heinrich Pieper, Hochofen; 22. 6.: Heinrich Fischer, Martinwerk.

Nachruf.

Am 24. Juni 1926 verschied nach langem Leiden der Buchhalter unserer Abteilung

**Kalkulator
Herr Johann Arend.**

Wir verlieren in dem Verstorbenen einen pflichttreuen Beamten, der es verstanden hat, sich die Achtung und Wertschätzung seiner Vorgesetzten und Mitarbeiter zu erwerben. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Rheinische Stahlwerke Aktien-Gesellschaft
Dortmunder Union.

Wohnungs-Anzeigen.

3 Zimmerwohnung

in der Westerbleichstrasse gegen gleich grosse in dieser Gegend zu tauschen gesucht.

Schriftl. Angeb. unter A 73 an das Lit. Büro der Abt. Dortm. Union.

3 Zimmerwohnung

mit Stallung in Marten gegen 3 Zimmerwohnung in Dortmund bzw. Dorstfeld zu tauschen gesucht.

Schriftl. Angeb. unter A 100 an das Lit. Büro der Abt. Dortm. Union.

Kleine Anzeigen.

Verkaufe oder tausche

meinen 8 Mon. alten Schnauzer (Pfeffer und Salz), eingetragen und Stammbaum. Eltern auf der Internationalen Ausstellung Dortmund 1924 I. Ehrenpreis und Silbermedaille. Wachsam und stubenrein. Preis 50 Mark oder Tausch gegen gutes Fahrrad oder guten Anzug oder Stoff. Humboldtstrasse 19, II. Etage.

Gebrauchte Waschmaschine

mit Wassermotor zu kaufen gesucht. Schriftl. Angeb. mit Preisangabe unter „Wassermotor“ postlagernd Hörde.

Fahrrad

gebraucht aber stabil
billig zu verkaufen

Arneckestrasse 66, part.

Grüner Papagei

viel sprechend, lacht, wei-t, singt, mit grossem Korb, in nur gute Hände billig abzugeben.

Schriftl. Anfragen beim Lit. Büro der Abt. Dortm. Union.

Es können noch einige Herren am

Mittagstisch

teilnehmen. Langestrasse 31, I. (Nahe Tivoliplatz.)

Sportanzug

Gr. 48, wie neu
billig zu verkaufen

Arneckestrasse 66, part.

Verkaufsstelle
Sunderweg 28

**Union-
Konsum-
Anstalt**

Verkaufsstelle
Sunderweg 28

Milch
in Flaschen

Eis im
Monats-
abonnement

In unserer Konsum-Anstalt, Sunderweg 28 können die Beamten und Arbeiter der Union

**Kolonial- u. Fleischwaren
Konserven, Butter, Margarine
Schmalz, Zigarren, Zigaretten**

in verschiedenen Preislagen
bei guter Beschaffenheit
zu angemessenen Preisen
kaufen.

Der Reingewinn wird alljährlich unter die Käufer im Verhältnis zu der Summe ihrer Einkäufe verteilt.

**Der Rabatt betrug im letzten Geschäftsjahr
7 Prozent.**

Die gekauften Waren können mittelst Fuhrwerk nach der Wohnung gebracht werden.

Rhenser
Mineralwasser

Unionbier
in Flaschen